



**GARY FERGUSON**

**Die  
8 großen  
Lehren der  
Natur**

**Was wir von Tieren und Pflanzen  
lernen können**

**dtv**

übermäßige Gebrauch von generalisierenden Formeln beim Sprechen (»immer«, »jedes Mal«, »nie«) ein Warnsignal für drohende psychische Probleme sein kann. In einer Studie mit insgesamt sechstausendvierhundert untersuchten Personen, die sich in Online-Chatgruppen über Depressionen und Ängste austauschten, zeigte sich, dass bei ihnen die Verwendung einer verabsolutierenden Sprache um 50 Prozent höher lag als im Bevölkerungsdurchschnitt. In Gruppen, in denen es um Suizidgedanken ging, waren es sogar 80 Prozent.

Binäres Denken macht das Leben spröde und langweilig. Eric Heller, Professor für Chemie und Physik an der Harvard University, schärft deshalb jedem von uns ein: »Passen Sie auf, wie Sie die Welt interpretieren. Denn so ist sie am Ende wirklich.«



Für eine Auszeit von der binären Weltsicht gibt es keinen besseren Ort als die Natur. Selbst wenn wir unsere Denkgewohnheiten mit in den Wald nehmen und zum Beispiel Wild, Raubvögel und Erdbeeren als gut einsortieren, Fliegen und Stechmücken dagegen als schlecht, erweitert jedes tiefere Verständnis von Natur unseren Sinn für Nuancen. Auch wenn wir persönlich keine Freude an den Krabbeltieren haben, erfüllen sie doch wichtige Aufgaben. Fliegen bestäuben praktisch alle Pflanzen von Orchideen bis zu Waldlilien und sind absolute Meister darin, Totes so aufzubereiten, dass wieder etwas Lebendiges daraus werden kann. Fliegen fressen derart viele Blattläuse und Raupen, dass man fast sagen könnte, das weltweit erfolgreiche Wachstum von Nutzpflanzen geht zu guten Teilen auf ihr Konto. Mücken wiederum dienen allen möglichen Tieren als Nahrungsquelle, von Fischen über Eidechsen und Salamandern bis hin zu Vögeln. Und die fiesen kleinen Gnitzen (sogenannte Ceratopogonidae) sind die Hauptbestäuber von Kakaobäumen. Wenn man sie aus der Welt schaffen würde, wäre das – eine furchtbare Vorstellung! – wohl auch das Ende von Schokolade.

Kolibris sind gut – Stare sind böse. Streifenhörnchen sind niedlich – Ratten und Mäuse ekelhaft, jedenfalls außerhalb von Animationsfilmen. Wenn man die Mechanismen natürlichen Lebens genauer betrachtet, ergeben solche Zuweisungen keinen Sinn. Kein Wunder, dass Kulturen, die weit älter sind als unsere, Unterscheidungen dieser Art – gut versus schlecht, süßes Tierchen versus böser Schädling – seit jeher als Zeichen für marode Herzen und gestörte Seelen ansehen.

Sie müssen sich ja nicht gleich in Fliegen verlieben. Aber es lohnt sich, den Gedanken zuzulassen, dass Fliegen, genau wie Löwenzahn, Wölfe, Stinktiere und Fingerhirse, aus den gleichen Proteinen bestehen wie wir Menschen, dass sie auf dem gleichen

universellen Muster gründen: Wir gehören alle zu dem großen, unergründlichen Netzwerk des Lebens. Sprühen Sie sich meinetwegen mit Mückenschutz ein, bevor Sie in den Wald gehen, und schlagen Sie nach jedem Insekt. Fragen Sie sich trotzdem einmal ernsthaft, ob Sie wirklich in einer grundlegend anderen Welt leben wollen als der, die wir haben.

Auch auf andere Weise kann die Natur binäres Denken aufbrechen. Zum Beispiel ist der allergrößte Teil der Blumen und Pflanzen auf unserer Erde zwittrig. Die Gräser im Hof, die Lilien und Rosen, der Kürbis, der Mais und auch die Gurken in unseren Gärten besitzen sowohl männliche wie weibliche Fortpflanzungsorgane. Außerdem gibt es eine erstaunliche Anzahl von Fischen, Quallen, Meeresschnecken und anderen Schalentieren, die ihr Geschlecht bei Bedarf wechseln, je nachdem, ob gerade mehr Weibchen oder mehr Männchen benötigt werden. Das beweist eindrucksvoll, dass eine der ausgeprägtesten Binaritäten unseres Denkens – die Vorstellung, alles müsse entweder männlich oder weiblich sein – eine Illusion ist. Und alle Illusionen, denen wir erliegen, sind letztlich Steine in der Mauer, die uns vom Wesen der Welt trennt.

Auf meinen Wanderungen durch die Wildnis ist mir das alte chinesische Symbol für Yin und Yang immer mehr ans Herz gewachsen: zwei kaulquappenförmige Gebilde, eins schwarz und eins weiß, eins männlich und eins weiblich, die einander umschlingen und gemeinsam ein Rund bilden, das den ewigen Kreislauf des Lebens symbolisiert. Für meine Wahrnehmung der Natur kann ich mir kein besseres Inbild vorstellen. Yin und Yang sind keine binären Gegensätze, sondern zwei komplementär aufeinander bezogene Größen; gemeinsam sind sie mehr als die Summe ihrer Teile. Dann gibt es noch den weißen Punkt in der schwarzen Form und den schwarzen Punkt in der weißen Form – sie wirken wie zwei kleine Augen und spiegeln wider, dass beide Größen immer auch etwas von der jeweils anderen beinhalten. Und im exakten Mittelpunkt des Kreises, auf der gebogenen Linie, die durch die sich umarmenden Gebilde entsteht, befindet sich ein Ort völliger Stille, an dem Körper, Geist und Seele zur Ruhe kommen. Diese Ruhe kann nach alter Tradition am besten gepflegt und erhalten werden durch stille Versenkung in die Mysterien der Natur.



In der nördlichen Hemisphäre wäre es äußerst befremdlich, mitten im Juli auf eine Gruppe von Wölfen zu stoßen, die sich in einem Überwinterungsgebiet von Wapitihirschen herumtreibt, wo doch die Hirsche – die Hauptnahrungsquelle der Wölfe – sich zu dieser Zeit weit entfernt auf den Bergwiesen aufhalten. Und niemand käme auf die

Idee, im April Brombeeren sammeln zu gehen, mitten im Winter zu versuchen, laichende Lachse einzufangen oder Bienen zum Honigmachen zu bewegen, wenn ringsherum nichts blüht.

Wir aber leben in einer Welt des Chattens und Twitterns, schätzen Expresszustellungen am selben Tag und sammeln mehr sofort verfügbare Filme, Fernsehshows, Podcasts und Musik an, als wir jemals sehen oder hören können. Wir zücken unsere Smartphones und drehen von unterwegs aus die Heizung hoch, damit es bei unserer Ankunft zu Hause schön warm ist, und während wir die eingekauften Lebensmittel verstauen, treffen wir mit einem Touchscreen-Wischen eine Verabredung für den späteren Abend. Ein Spezialist auf einem medizinischen Gebiet, der zweitausend Kilometer entfernt ist, kann mit unserem Arzt per Videoschaltung über unsere Röntgenbilder konferieren, während wir im Wartezimmer die neueste Ausgabe unserer Lieblingszeitschrift lesen. Vereinfacht formuliert sorgen unsere ausgefuchsten Technologien dafür, dass tatsächlich ein Großteil dessen, was wir wollen und brauchen, genau zu dem gewünschten Zeitpunkt verfügbar ist.

Wenn wir wieder lernen wollen, uns an der Natur zu erfreuen, wenn wir wieder Zugang finden wollen zu dem, was »da draußen« so herrlich geheimnisvoll ist, müssen wir vor allem unser Verhältnis zur Zeit überprüfen. Cinzia Cervato, Geologieprofessorin an der Iowa State University, hat nachgewiesen, wie das Aufkommen der Uhrzeit, die im Grunde erst seit dem Spätmittelalter gemessen wird, unsere Wahrnehmung von Lebensabläufen verändert hat: Abstrakte mathematische Einheiten kommen uns seither realer vor als die unmittelbar erfahrene Wirklichkeit. Auch deshalb ist es für viele von uns so schwierig geworden, das Geheimnisvolle im Leben zu spüren.

Zugegeben, auch die Natur kann äußerst schnell sein. Man denke an Erdbeben und Vulkanausbrüche, an Blitze, Waldbrände und Überschwemmungen. Trotzdem beruht alles Leben der Natur unausweichlich auf dem Fundament langfristiger Prozesse. Ein Küstenmammutbaum wächst im Verlauf von tausend Jahren hoch in den Himmel und entwickelt sich in diesem Zeitraum von einem kleinen Schössling, der sich auf einem umgestürzten Stamm eingewurzelt hat, zu einem Riesen mit mehreren tausend Tonnen Gewicht. Flüsse brauchen Jahrtausende, um sich einen neuen Weg zum Meer zu bahnen. Berge heben sich in die Höhe und verwittern zur gleichen Zeit, wachsen und schrumpfen im Lauf von Jahrmillionen Zentimeter um Zentimeter. Beim Wandern durch die weiten Landstriche alpiner Tundra am nordöstlichen Rand des Yellowstone werde ich immer wieder demütig bei der Vorstellung, dass es über tausend Jahre brauchte, bis die nur gut einen Zentimeter dicke obere Erdschicht unter meinen Stiefeln entstanden ist.

Und dann gibt es noch die immensen Zeitspannen, die nötig wären, um die Weiten des Weltalls zu durchstreifen. Wenn wir die Sterne am Nachthimmel betrachten, zeigt der

Anblick, für den wir uns begeistern, wegen der extrem langen Zeit, die das Licht braucht, um zur Erde zu gelangen, eine schon Jahrzehnte oder Jahrhunderte zurückliegende Realität.

Das Verweilen in der Natur hilft uns, Frieden zu schließen mit dem grundlegenden Wechsel von Werden und Vergehen. Wir können die Zeit der Uhren für eine Weile vergessen und uns stattdessen in die Rhythmen der geologischen Zeit einschwingen.

Noch vor rund zweihundertfünfzig Jahren – man kann sich das heute kaum vorstellen – wussten allenfalls Naturwissenschaftler, über welche unglaubliche Zeiträume hinweg und aufgrund welcher Ereignisfolge unser Planet entstanden ist. Damals gaben sich die meisten Leute mit dem Glauben zufrieden, die Erde sei rund sechstausend Jahre alt und das Leben auf dem Planeten habe sich im Laufe mehrerer von Gott selbst in Gang gesetzten Katastrophen entfaltet, wobei jede dieser Katastrophen die Geburt eines neuen Zeitalters markierte. Genauer betrachtet war es so: Der irische Bischof James Ussher hatte 1650 verkündet, er habe auf der Basis von Aussagen in der Bibel den ersten Schöpfungstag berechnet – es sei der 23. Oktober 4004 vor Christus gewesen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts jedoch betrat ein beharrlicher schottischer Amateurgeologe namens James Hutton die Bühne, und der sah die Dinge vollkommen anders. Nachdem er viele Jahre lang seine Heimat durchwandert und deren Steine und Felsen studiert hatte, war er zu der Überzeugung gekommen, dass Gestein langsam erodiert, die so entstandenen Sedimente in die tieferen Erdschichten absinken und dann – wiederum extrem langsam – durch Druck und Hitze aufs Neue zu Gestein werden. Das von ihm gezeichnete Bild der Erde ähnelte einem Kreislauf beständigen Erschaffens; für Hutton gab es »keine Spur eines Anfangs, kein Anzeichen für ein Ende«. Inzwischen wissen wir, dass Hutton die Sache ziemlich gut erfasst hat. Doch damals, und das blieb noch eine ganze Weile so, wurden seine Behauptungen als schockierend empfunden.

Manche nannten seine Theorien einen Skandal und warfen ihm vor, ein Häretiker zu sein, ein Atheist. Andere dagegen waren äußerst angetan. Der Mathematiker John Playfair, der Seite an Seite mit Hutton arbeitete, schildert, dass ihn bei diesem tiefen Blick in den Abgrund der Zeit geschwindelt habe. Es ist sicher den bahnbrechenden Entdeckungen Huttons zu verdanken, dass es uns heute ein ganzes Stück leichter fällt, in die kaum vorstellbaren Dimensionen geologischer Zeitabläufe zurückzuschauen.

Das Wissen, uns auf einem Planeten zu bewegen, der sich über Millionen und Abermillionen von Jahren in massiven Umwälzungsprozessen immer wieder erneuert hat, macht unsere eigenen Vorstellungen von der Welt erst einmal zunichte, um sie dann enorm zu vertiefen. In unserer Imagination Zeiträume zu durchstreifen, deren Größe wir unmöglich ermessen können, ebnet uns den Weg zu immer weiteren Wundern dieser Welt.

Jetzt sprudeln unsere inneren Quellen und wir können uns ausmalen, wie in endloser Wiederkehr Regen prasselt, bis sich dann doch wieder die Sonne zeigt. Wir spüren die zahllosen Tage, an denen sich Vögel in der Morgendämmerung auf den Ästen zeigen und ihr Zwitschern in die Welt schicken. Wir bekommen eine Ahnung von den vier Milliarden Jahren, in denen der Mond beständig zunimmt und wieder abnimmt, die Meere mit sich zieht und sie wieder loslässt. Diese ewigen Zyklen sind ein mächtiges Portal, das uns für die Mysterien des Lebens öffnet. Und dazu kommt noch etwas anderes: Wer sich auf die großen Rhythmen der Natur besinnt, wird über kurz oder lang hellhöriger für die eigenen kleinen Rhythmen – die steigende oder fallende Energiekurve im Lauf des Tages, der Woche oder des Jahres; den Hunger vor dem Abendessen und das Gefühl der Sättigung danach; den Wechsel von körperlicher Aktivität und anschließenden Ruhephasen; das Bedürfnis nach Gemeinschaft und die Freuden des Alleinseins; das sachte Pochen des Blutes an den Handgelenken und am Hals; das Heranwachsen der eigenen Kinder; das Wispern des ein- und ausströmenden Atems. Und mit etwas Glück kommt noch etwas dazu: die sich von der Jugendzeit über die mittleren Jahre bis ins Alter stetig vertiefende Dankbarkeit für alles Schöne.



Ich war Ende zwanzig. Meine Mutter lag im Sterben, von einer Krebserkrankung ans Bett gefesselt. Gut einen Monat oder länger war sie zu schwach gewesen, um auch nur den Kopf zu heben. Doch eines Morgens, als ich bei ihr am Bett saß, wurde sie auf einmal ein wenig munterer und sagte, sie wolle nach draußen. Also nahm ich sie vorsichtig in meine Arme und trug sie durch die Haustür in den Garten. Etwa zwanzig Minuten lang wanderten wir zusammen umher. Erst konnte sie an den Blüten ihres Fliederstrauchs schnuppern, dann brachte ich sie zu dem Futterhäuschen beim Wald, wo sie Ausschau nach den aufblitzenden Flügeln eines Rotkardinals hielt. Schließlich strich sie mit den Fingern durch die zarten jungen Ahornblätter und berührte die üppigen Triebe eines Hartriegelstrauchs.

Wir redeten kaum. Doch dank der außergewöhnlichen Gnade, die sie in diesem Moment erfuhr, war sie imstande, die Geheimnisse des Lebens in sich aufzunehmen, die in dem kleinen Stück Grün spürbar wurden, und so die Finsternis zu erhellen, die sich um sie ausbreitete. Sogar die Schmerzen, die sie lange gequält hatten, ebten ab, so unglaublich das klingen mag. Ein Ausdruck heiterer Gelassenheit trat in ihr Gesicht, den ich bis dahin noch nie an ihr bemerkt hatte. Am nächsten Morgen bat sie uns, sämtliche Schmerzmittel wegzulassen, obwohl sie mehrere Monate lang Percocet und Morphinum in